

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

14. (6. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

gedacht, die ich Herrn Professor Dr. P. Ascherson verdanke. „Nach dem Berichte Herodots sandte während des Feldzuges des Königs von Persien Darius I. (Hystaspis) gegen die Skythen, nachdem das Perserheer über mehrere Monate in den Steppen Südrusslands zugebracht hatte, ohne gegen den zurückweichenden Feind Erfolge zu erlangen, der König der Skythen an den Perser-König eine Maus, einen Frosch und einen Pfeil. Ein Höfling deutete diese stumme Botschaft als eine symbolische Bezeichnung der Unternehmung, wobei die Maus die Erde, der Frosch das Wasser, der Pfeil aber die wehrhafte Mannschaft bedeuten sollte. Richtiger interpretierte jedenfalls den Sinn der rätselhaften Sendung ein anderer der Räte des Königs, welcher sie so übersetzte: Wenn Ihr nicht in die Erde kriechen könnt, wie die Maus, oder ins Wasser gehen, wie der Frosch, so werdet Ihr meinen Pfeilen nicht entgehen. — Darius kehrte unverrichteter Sache um und rettete so zwar das Leben seiner Truppen, verlor aber das Prestige (wie man heute sagen würde) der bis dahin für unwiderstehlich gehaltenen persischen Macht. Unmittelbar darauf folgten die unglücklichen Feldzüge gegen die Griechen, die seinem Sohne Xerxes eine so traurige Berühmtheit verschafften.“

14. (6. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 16. Dezember 1903, abends 7^{1/2} Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XIII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende erläutert die Tagesordnungen der nächsten Sitzungen und teilt mit, dass nach dem Schluss der nächsten Zusammenkunft am 20. Januar 1904 auf mehrfachen Wunsch ein märkisches Fischessen im Ratskeller sowie dass das Stiftungsfest am 18. März 1904 in den Räumen des Hotel Imperial (Schlaraffia) Enckeplatz, stattfindet. Herr Professor Dr. Pniower mit Unterstützung des Herrn Gerichts-Assessors Dr. Depène hat die Vorbereitungen übernommen und nimmt Meldungen entgegen.

II. Das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes, dessen Verbleib in Berlin eine Zeitlang gefährdet erschien, wird erfreulicherweise uns erhalten werden. Der Staat hat dasselbe zu überwachen und pflegen beschlossen. Statt der Bezeichnung „Museum“ soll es fortan heissen „Sammlungen“. Neben diesem Museum besteht seit dem Jahre 1891 ein „Verein“ für dasselbe. Es war nun die Frage, in welcher Weise derselbe fernerhin die Förderung der „Sammlungen“ bewirken könne. Es standen zwei Wege offen. Der Verein konnte sich in eine Pflugschaft umwandeln, wie solche für bestimmte Abteilungen unserer hiesigen Königlichen Museen bereits bestehen, wie sie das Märkische Museum in Berlin und das Römisch-Germanische Museum zu Mainz, vor allem aber in grossartiger Entwicklung das Germanische Museum zu Nürnberg besitzt. Bei der General-Versammlung des Vereins am 6. d. Mts. ist dieser erprobte Weg nicht beschritten, vielmehr beschlossen worden, den Verein bestehen zu lassen unter den nötigen formalen Abänderungen (Verein der Sammlungen des Museums etc.) bei Aufstellung neuer Satzungen. Hoffentlich bewährt sich diese etwas umständlichere Organisation, an deren Spitze der um die Volkskunde höchst verdiente Professor Geheime Sanitätsrat Dr. Max Bartels getreten ist.

In jedem Falle wünschen wir sowohl den Sammlungen wie dem Sammlungen-Verein von Herzen ferneres Gedeihen.

B. Persönliches.

III. Auf's neue ist die Brandenburgia durch einen herben Verlust betroffen worden. Unser langjähriger Schatzmeister Bankier und Kgl. preuss. Lotterie-Einnehmer Herr Wilhelm Ritter ist uns am 29. v. M. plötzlich durch den Tod im 65. Lebensjahre entrissen worden.

Unser guter Freund Ritter gehört zu den Gründern unserer Gesellschaft und hat seines Amtes darin unermüdlich gewaltet bis ihn zunehmende Kränklichkeit zwang, dasselbe niederzulegen. Wir haben ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenmitglied ernannt und ausser einem Beileidschreiben einen prächtigen Kranz mit Widmungsschleife an die hinterbliebene Gattin Frau Anna Ritter entsendet. Bei der Beerdigung nahmen ausser mir die Mitglieder Franz Körner, Prof. Dr. Pniower und Rönnebeck teil. Zur Ehrung des Entschlafenen bitte ich die Versammlung sich zu erheben. (Geschieht.)

IV. Frau Anna Ritter hat das heut ausliegende sprechend ähnliche Bild des Entschlafenen der Brandeuburgia gestiftet. Ich danke Namens der letzteren und bitte das Ausschuss-Mitglied Herrn Karl Burkhardt, das Bild zu unserm Bildnis-Album zu nehmen.

Diese Gelegenheit benutze ich, um diejenigen Mitglieder, welche ihr Bild uns noch nicht verehrt, aufzufordern, dies recht bald zu Händen unsers genannten Bildwarts Herrn Burkhardt zu tun.

C. Naturgeschichtliches.

V. Schutz den Naturdenkmälern. Unter dieser Devise ist unsere Brandenburgia seit Jahren unermüdlich durch Wort und Schrift tätig. Es gereicht uns zur Freude, dass wir in unserm Ehrenmitgliede dem Direktor des Westpreussischen Provinzial-Museums Professor Dr. Conwentz einen der eifrigsten Vorkämpfer besitzen. In der Sitzung der hiesigen Gesellschaft für Erdkunde am 5. d. M. hat Herr Conwentz seine Vorschläge in einem längeren, mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Schutz der natürlichen Landschaft, ihrer Pflanzen- und Tierwelt“ dargelegt. U. M. Herr August Förster hat die Güte gehabt hierüber uns aus seinem Referat im D. Reichsanz. vom 7. folgendes zur Verfügung zu stellen.

Herr C. begann damit, dass die Kultur leider das Bild der Natur mehr und mehr verändere, nicht selten weit über das Mass des Notwendigen hinaus. Hierfür wurden (Punkt I des Programms) Beispiele verschiedener Art betont und dann (Punkt II) Verbesserungs- und Abänderungsvorschläge gemacht.

Aus der Fülle der zu dem ersten Punkt seines Programms angeführten Beispiele seien folgende hervorgehoben: Verkehrs- und Industrie-Interessen haben zum Zweck der Regulierung einerseits, der Ausnutzung der Wasserkräfte andererseits, den natürlichen Gewässern stark zugesetzt. Besonders bedroht, ihre natürliche Gestalt zu verlieren, sind die Wasserfälle, der Rheinfall bei Schaffhausen, die Fälle von Tivoli bei Rom, vor allem aber der Trolhättafall, dessen herrliche Umgebung infolge der grossen Anzahl ihm angegliederter Fabriken zu einem Zerrbild der Natur geworden ist. Überall sind Bestrebungen im Gange, die natürlichen Wasserkräfte zu verwerten. Das ist an sich nicht zu tadeln, aber hier und da müssten besonders schöne Landschaftsbilder der industriellen Verwertung entzogen, dauernd ausgeschaltet und in ihrer Ursprünglichkeit erhalten werden. Von verwüstender Wirkung für das Landschaftsbild sind vor allem auch die Steinbrüche in allen Arten von Gestein. An der südschwedischen Küste reiht sich in Länge von 8 km ein Granitsteinbruch an den andern, die beiden Märkischen Kalksteinbrüche Calvörde in der Altmark und Rüdersdorf lassen jede Rücksicht auf die Erhaltung der geologisch wichtigen Teile, u. a. die Spuren der Eiszeit in Form von Gletscherschrammen, vermissen. Hier sollte eine grosse Fläche ausgeschieden und in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten werden. Schmerzlich berühren die längs der Elbe sich erstreckenden ausgedehnten Brüche von Quadersandstein. Mindestens

war hier das Beispiel der sächsischen Regierung allgemein nachzuahmen, wonach die der Elbe zugekehrten Seiten von fiskalischem Besitz nicht abgebaut werden dürfen. Auch von den mehr und mehr verschwindenden und in furchtbares Acker- und Wiesenland umgelegten Mooren wäre es sicher möglich, kleine Abschnitte mit der sie kennzeichnenden Pflanzen- und Tierwelt dauernd zu erhalten, sonst wird in einem halben Jahrhundert dies für die nordwestdeutsche Landschaft bezeichnende Bild in der Erinnerung ausgelöscht sein. Am meisten gefährdet ist der Wald im Privat- und im Staatsbesitz und mit ihm eine ganze Tierwelt. Im Königreich Sachsen giebt es fast keinen natürlichen Wald mehr mit reichem Unterholz und dichter Pflanzendecke, sondern meist künstlich gepflegten und erhaltenen. Das Landschaftsbild im Erzgebirge ist dadurch gegen früher geändert. Manche ursprünglich deutschen Waldbäume schwinden, manche schöne Vertreter unserer Flora, wie der Frauenschuh, die ansehnlichste deutsche Orchidee, wird seltener und seltener, vor allem aber verliert die Vogelwelt ihre Niststätten. Bereits dezimiert durch die grausame Liebhaberei unserer Nachbarn jenseits der Alpen für den Vogelfang — allein in Nizza kamen während dreier Monate im vorigen Jahre $1\frac{1}{2}$ Millionen Singvögel auf den Markt, — laufen unsere heimischen Sänger in Wald und Flur ernstlich Gefahr, uns mehr und mehr verloren zu gehen. Zu erinnern ist unter den Vierfüßlern auch — ein Beispiel für viele — an das Seltenerwerden des Bibers, der in Europa nur noch an drei Stellen vorkommt: am Rhein, an der Elbe und in Südnorwegen, und selbst in Canada der Vernichtung entgegen sieht, da aus den Ausfuhrlisten der Hudsonbai-Kompagnie die jährliche Tötung von 100 000 Tieren hervorgeht. — Wer sich erinnert, was in ihrer natürlichen Erscheinung Plätze wie Rosstrappe und Hexentanzplatz im Harz und die Bastei in der sächsischen Schweiz bereits eingebüsst haben, wird mit Genugtuung vernehmen, dass weitere angebliche Verschönerungspläne der einen und die Einrichtung eines elektrischen Aufzuges bei der anderen behördlicherseits abgelehnt worden sind. — Schwere Schädigungen werden dem Landschaftsbilde ferner durch Hütten und ähnliche Anlagen mit stark qualmenden Schornsteinen zugefügt, sowohl durch die ablaufenden schmutzigen und übelriechenden Wässer, als durch giftige, der Vegetation schädliche Gase. Hier sollte die Industrie Mittel und Wege finden, Schäden fern zu halten. Mangel an Erziehung und Herzensbildung, Unverstand und Gleichgültigkeit verschulden es in gleichem Masse, wenn durch Inschriften und Plakate z. B. die Felsen der sächsischen Schweiz schimpfiert werden. In Preussen ist dergleichen seit den letzten Jahren gesetzlich verboten; doch wird damit beispielsweise nicht gehindert, dass unter den Augen der Aufsichtsbehörden unsere Berge sich mit geschmacklosen Aussichtstempeln und unpassend angelegten Gastwirtschaften bedecken,

dass man an schönen Fusswegen Geländer aus alten Eisenbahnschienen auf hölzernen Pfählen anbringt und dergl. Mangel an Fach- und Sachkenntnis mag manchmal an unverständlichem, das Landschaftsbild verunzierendem Abholzen die Schuld tragen; aber schwer zu entschuldigen ist das alles Mass überschreitende Wüten gegen manche Tiere, die dem Menschen nicht eben nützlich, aber doch auch ihm nicht lebensgefährlich sind, was allein ihre Ausrottung erklärlich machen würde, wie Cormorane, Reiher, Wildschweine und im Norden die häufig ohne jeden Nutzen getöteten Renntiere.

Die Frage, wie diesem rücksichtslosen Kampf angeblicher Kultur gegen die Natur Halt zu gebieten, wenigstens ihm vernünftiges Masshalten aufzuerlegen ist, wurde andeutungsweise schon im vorstehenden beantwortet. Doch ist das empfohlene Ausschalten besonders schöner Landschaftsbilder und ihre Bewahrung in voller Ursprünglichkeit, sei es das besonders charakteristische Stück eines Flusslaufes, eine Stranddüne, eine Moorlandschaft oder ein sonst der Sprengung verfallender Fels oder erratischer Block, nur eines von mehreren Mitteln, die anzuwenden sind. Wir sind ja leider nicht mehr in der glücklichen Lage der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sechs grosse Nationalparke vor der Besitznahme schützen und in vollster Ursprünglichkeit erhalten zu können, deren ausgedehntester das Grossherzogtum Hessen an Areal übertrifft; aber wir können doch dem Beispiel Englands folgen, wo grosse Gemeinwesen, wie London, seit langem die Hand, sei es auf einen ausgedehnten Buchenwald im Nordwesten oder eine Moränenlandschaft im Nordosten der Stadt gelegt haben, um sie unberührt zu erhalten. Die Hauptsache wird immer sein, die Herzen zu erwärmen und für freiwillige Hilfe, sei es den einzelnen, seien es Vereine aller Art oder die Gemeinden, zu gewinnen. Erst an zweiter Stelle wird die Verwaltung und an dritter die Gesetzgebung anzurufen sein. Zum Glück liegen schon eine ganze Anzahl zur Nachahmung auffordernder Beispiele freiwilliger Hilfe zu dem hier empfohlenen Zwecke vor, wovon nur einige hervorgehoben seien: Eine deutsche Künstlergesellschaft in Rom erwarb einen der schönsten alten Haine am Sabinergebirge und machte ihn Seiner Majestät dem Kaiser zum Geschenk, der die Annahme für das Reich erklärte. Dem Verschönerungsverein für das Siebengebirge ist es gelungen, den Beistand dieses schönen Gebirges gegen die Steinbruchbesitzer zu verteidigen. Ein Verein in der schwäbischen Alb hat ein Gelände angekauft, nur zu dem Zweck von Nistplätzen für Vögel. Dem Schutz der landschaftlichen Schönheiten des Isartales widmet sich eine Münchener Gesellschaft. Die Gemeinde Aussig hat einen malerischen Basaltfelsen angekauft, um ihn vor der Sprengung zu bewahren usw. Wie wertvoll die Unterstützung des Staates ist, beweist u. a. der Schutz, den das schöne Bodetal von den Regierungen von Preussen und Braun-

schweig durch die streng durchgeführte Erhaltung des Waldes an beiden Ufern genießt. Auch im Ministerium des Innern herrscht seit lange vollstes Verständnis und vollste Zustimmung für die hier verfolgten Zwecke, denen die Verwaltungen ihre wichtige Unterstützung, z. B. bei Neukonzessionen gewerblicher Anlagen zuwenden, indem sie Sorge tragen, dass eine Fabrik an die richtige, sich dem Landschaftsbilde gefällig einordnende Stelle kommt, und dergleichen. Dass auch gesetzliche Hilfe von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, beweist das im Grossherzogtum Hessen im Sinne der hier empfohlenen Bestrebungen erlassene, ganz vorzügliche Gesetz, das grosse Wirkungen verheisst. Auch wird in der Folgezeit vielleicht sogar das Gebiet der internationalen Vereinbarungen zu betreten sein, wenn es sich um Schutz der Tier- und Pflanzenwelt in Afrika oder in herrenlosen Gebieten, wie der antarktischen Inselwelt, handeln wird, da wohl jeder Naturfreund wünschen wird, dass die volle Harmlosigkeit, mit der die Tierwelt am Südpol dem Menschen begegnet, nach Möglichkeit erhalten bleibe und nicht zu wüster Ausrottung Anlass gebe.

Wir danken auch namens der Brandenburgia unserm Ehrenmitgliede für die hier ausgesprochenen Gesinnungen und Anträge; auch richtet der Vorstand an alle Mitglieder und Freunde der Brandenburgia die Bitte und die Mahnung, vor allem zunächst innerhalb unserer heimatlichen Provinz für den Naturschutz aus allen Kräften vorkommenden Falls einzutreten.

VI. Zum Kapitel der Alraune macht uns Herr Rektor Otto Monke die dankenswerte Mitteilung, dass er gefunden, wie noch jetzt in einer Apotheke des hiesigen Wedding-Stadtteils Knollen unter der Bezeichnung „Er und Sie“ verkauft werden, die als glückbringende Haus- und Zaubermittel gelten.

Herr Monke hat zwei Exemplare dem Märkischen Museum verehrt. Es handelt sich um zwei Zwiebelwurzeln, die ich mit der Alraunensammlung des Märkischen Museums am 28. November 1902 im hiesigen Verein für Volkskunde (Zeitschrift, XIII 1903, S. 126) vorgelegt und besprochen habe, Siegwurz und Allermannsharnisch. Das eine ist *Allium Victoralis*, das andere *Gladiolus communis*. Beide sind in der ganzen Provinz Brandenburg noch jetzt als Zaubermittel geschätzt. Kerner von Marilaun, Pflanzenleben, 2. Aufl., 2. Band 1898, S. 698 schreibt: „Zum Schutz des eigenen Körpers, insbesondere gegen Hieb und Stich, wurden und werden wohl noch jetzt sogenannte Amulette aus dem Pflanzenreich in Anwendung gebracht, welche an demjenigen, der sie trägt, Wirkungen hervorbringen sollen, die von den Wirkungen bekannter Naturkräfte abweichen. Insbesondere sind als solche Amulette die Zwiebeln verschiedener Schwertlilien und Zwiebelgewächse, deren vertrocknete alte Schalen eine netzförmige Hülle um

die frischen Zwiebeln bilden, wie das bei manchen *Gladiolus*- und *Crocus*-Arten und bei dem Lauche *Allium Victorialis* der Fall ist, bekannt. Die zuletzt genannte Zwiebel, welche den Namen Allermannsharnisch führt, wurde in früheren Zeiten von den Kriegersleuten um den Hals gehängt und getragen, weil man glaubte, dass durch den Panzer aus starren verstrickten Fäden, welche diese Zwiebel zeigen, angedeutet sei, dass jeder Mensch, der eine solche Zwiebel als Amulett benutzt, gegen Verwundungen wie durch einen Panzer oder Harnisch geschützt sei. Auch von den Bergleuten wurde dieser Allermannsharnisch als Schutz gegen böse Wetter getragen.“

Unter den Wurzeln und Kräutern, welche die unglückliche am 22. März 1619 zu Tangermünde hingerichtete Grete Minde nach Ludolf Parisius (Bilder aus der Altmark, I. Bd. 1883, S. 74) verkaufte, mögen diese Alrüneken ebenfalls gewesen sein. Beide Pflanzen fehlen der eingeborenen Pflanzenwelt Brandenburgs, sind aber, namentlich *Gladiolus communis*, in unsern Gärten gepflegt. Von dieser Art sagt Ascherson in seiner Brandenb. Flora, I. Ausg., S. 102: „Es ist sehr auffallend, dass diese in Gärten so verbreitete Art nur an wenigen und fast sämtlich zweifelhaften Standorten wild bekannt ist; indessen sind wahrscheinlich eine Anzahl südeuropäischer, als Arten beschriebener Formen nur Varietäten derselben.“

Herr Monke machte mich auf den Gebrauch dieser Zwiebeln, die als „Er und Sie“ plattdeutsche „He un Se“ bekannt sind, in Greifswald aufmerksam, wo früher der Scharfrichter Liese dieselben öffentlich feilgeboten habe.

U. M. Herr Professor Krause in Greifswald, an den ich mich wandte, hat daselbst in dankenswerter Weise Umfrage gehalten, als deren Ergebnis er mir folgendes mitteilt: „Liese war Abdecker, ehe hier eine ordnungsmässige Abdeckerei auf dem Rosentale eingerichtet wurde. Scharfrichter wurde er auch wohl genannt, obwohl hier nichts scharf zu richten war. Er ist 1894 verstorben. Sein Sohn, ein geachteter Fuhrherr hier, muss bezweifeln, dass sein Vater die beiden Wurzeln öffentlich ausgerufen habe; die Möglichkeit wolle er nicht gerade bestreiten, aber Vater Liese „habe seine Fisimatenten mehr im Geheimen getrieben“, Wurzeln als Mittel gegen Krankheiten des Viehes ausgeboten und verkauft, vorwiegend auf dem Lande; sei auch oft deshalb angesprochen worden. Den Ausdruck „Mann und Frau“ erinnere sich der Sohn bei seinem Vater gehört zu haben, die Wurzeln seien unter dem Süll (Türschwelle) vergraben worden, immer nur nach seiner Meinung gegen krankes Vieh.“

In allen drei hiesigen Apotheken sind die Wurzeln wohl bekannt und wurden mir vorgezeigt. Namentlich des Sonnabends werden sie viel verlangt, aber durchweg nur von Landleuten, die sie mit he und

sä (er und sie) bezeichnen. Beim Einpacken hat der Apotheker besonders Acht zu geben; die Käufer wünschen, dass die Ware gesondert in zwei Tüten gepackt werde, jedes Geschlecht für sich, sonst zanken sie sich. Der Mann stammt von *Allium victorialis*, die Frau von *Gladiolus communis*. In vielen und weit auseinander gelegenen Orten seien die genannten Mittel den Apothekern bekannt, so in Hinterpommern und Hannover; die Namen fänden sich auch in dem bei J. Springer, Berlin erschienenen Heftchen: Volkstümliche Namen der Arzneikörper, besonders in Norddeutschland. Soviel bekannt, handle es sich immer nur um Herstellung erkrankten Viehes, insbesondere von Schweinen, in die der Teufel gefahren sei. Die Wurzeln würden unter die Diele gegraben.“

Ich bitte sehr um weitere Nachrichten über „He un Se“, „Er und Sie“ aus Berlin und unserer Provinz.

D. Kulturgeschichtliches.

VII. Schutz den kulturgeschichtlichen Denkmälern unserer Heimat. Auch diesen besonderen Schutzzuf muss die Brandenburgia anlässlich des jüngst in der Dichterstadt an der Ilm entbrannten Kampfes um ein Heiligtum des deutschen Volkes von neuem erschallen lassen. Der Referent des „B. T. Bl.“ sagt am 12. v. M. in beherzigenswerter Weise hierüber u. a. folgendes:

„Ein Kampf um eine Mauer. Diesmal ist es die Mauer, das nächste Mal kann es ein Teil des Goethe-Gartens sein oder ein Teil des Goethe-Hauses, die angeblichen Bedürfnissen des Verkehrs geopfert werden sollen. Es geht um mehr als um die Mauer des Goetheschen Gartens in Weimar: es geht um die Heiligtümer, die wir in den Stätten besitzen, an denen die Grössten unseres Volkes geatmet und gewirkt haben. Sie müssen geschützt werden, bis auf jeden Stein, jeden Pfahl, jeden Zweig, der zu ihnen gehört. Allzuviele solcher heiligen Stätten sind in Deutschland schon vernichtet worden, aus Pietätlosigkeit oder Vergesslichkeit, aus Nachlässigkeit oder falsch reguliertem Schönheitssinn. Um so eifersüchtiger müssen wir über denen wachen, die bis heute erhalten sind. Das Goethe-Haus in Weimar, Schloss Sanssouci bei Potsdam, Haus Wahnfried in Bayreuth, Schloss Friedrichsruh im Sachsenwald — sie müssen erhalten bleiben von ihrem grössten bis zum geringsten Teil bis an den Tag, da sie den Elementen, wider die der Menschen Wille und Hand machtlos sind, zum Opfer fallen. Sie müssen uns unverletzliche Nationalheiligtümer sein. Es darf keine Gründe des Verkehrs geben, die dazu zwingen wollen, diese Stätten, in denen der Geist eines Grossen der Welt atmet, wo unvergängliche Menschenwerke entstanden sind, auch nur im kleinsten zu verändern oder einzuengen; es darf keine Gründe

der Ästhetik geben, die diese Stätten vernichten oder einer neueren Umgebung anpassen wollten. Im Gegenteil: der Verkehr und die Strassenästhetik sollten sich nach diesen Stätten richten! Die Mauer des Goethegartens ist niemals eine Störung des Verkehrs in Weimar; durch den Park von Sanssouci darf niemals eine Eisenbahn geführt werden; Schloss Friedrichsruh darf niemals umgebaut werden, auch wenn einst die Hamburger Vorstadt villen in seine nächste Nähe gerückt sein werden. Über alle praktischen Erwägungen müssen hier Gründe des Gefühls siegen, der Pietät, der Verehrung der Männer, die an der Spitze des deutschen Volkes gestanden haben.

Man errichtet heutzutage in Deutschland fast von Dorf zu Dorf das Marmorbild irgend eines bedeutenden Mannes, oft genug ein Marmorbild, das zu der geistigen Grösse oder der Individualität des Geehrten in schneidendem Widerspruch steht. Wäre es nicht besser, wenn deutsche Fürsten, deutsche Behörden und deutsche Mäcene den Eifer und das Geld, das sie wieder und wieder zur Errichtung schablonenhafter Denkmäler spenden, der Erhaltung und Pflege der Stätten widmeten, an denen ein Goethe und Schiller, ein Bismarck und Wagner gelebt haben? Dann ebrten sie in einwandfreiester Weise das Andenken an unsere Grössten, dann könnten auch wohl im Keime schon die Stimmen erstickt werden, die die Beseitigung einer Mauer an Goethes Haus aus Verkehrsgründen fordern. Und auch die kleineren Städte Deutschlands, die so vielfach solche heiligen Stätten in sich schliessen, und aus denen wiederum so oft der Ruf „Los von Berlin!“ und „Gegen die Zentralisation in Berlin!“ ertönt, gerade sie sollten sich die ernsteste Pflege ihrer Schätze zur höchsten Aufgabe machen. Erhalten sie sich damit doch eine Bedeutung und eine Kostbarkeit, die ihnen keine Grossstadt, kein Berlin rauben kann, auf die wir alle mit Stolz und Freude hinblicken, aber auch, wenn es sein muss, mit dem ernstesten Mahnruf: „Schützt die Nationalheiligtümer.“

Das sind verständige Worte, die recht eigentlich auch für die Provinz Brandenburg und Berlin gelten.

VIII. Aus den Jugendjahren des Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg. Von Archivar Dr. Georg Schuster.

U. M. beschenkt uns wiederum mit einer vortrefflichen Veröffentlichung in dem überaus stattlichen Gewande des „Hohenzoller Jahrbuchs 1903“ (S. 142—156), welche sich diesmal mit dem charaktervollen zweiten brandenburgischen Kurfürsten beschäftigt, nachdem der Verfasser, erst kürzlich in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft Bd. XII den eigentlich zur Kurwürde berufenen älteren Bruder (ältesten Sohns des Burggrafen Friedrich VI.) Markgraf Johann und seine Beziehungen zur Alchymie und zum Humanismus (vergl. Brandenburgia XII. 113) in lichtvoller Weise behandelt hat. Die Hand der Vorsehung, welche sicht-

bar vom 1. Hohenzollern bis heut über unserm Herrscherhause und unserm engern Vaterlande gewacht, hat dasselbe in Gnaden vor diesem zwar guten, aber herzlich schwachen und geschäftsunfähigen Fürsten bewahrt, was um so nötiger gewesen, wenn man an die inneren Wirren in der Mark, namentlich die Widerspenstigkeit Berlins, denkt. Was ein gebietender Baum werden will, muss schon als Reis sich kräftig erweisen, das geht aus der Jugend des „Eisenzahns“ klar hervor. Schuster behandelt im 1. Abschnitt die beiden Brüder, im 2. das Auftreten des Vaters in der Mark und das Wenige, was uns über den Bildungsgang des 2. Sohnes während dieser Zeit bekannt geworden ist. Abschnitt 3 betitelt sich „Friedrich in Polen“, wohin der 8jährige Markgraf als Bräutigam der polnischen Prinzessin Hedwig zog. Die Ehe sollte nach 5 Jahren vollzogen werden. König Sigmund wurde hierdurch in seinen dynastischen Plänen gestört und verfeindete sich infolge dessen auf Jahre hinaus mit dem brandenburgischen Kurfürsten. Die unter verdächtigen Umständen erfolgende Geburt eines Thronerben — der Polenkönig war 76 Jahr alt — machte die Anwesenheit Friedrichs, der als polnischer Thronfolger inzwischen ernstlich in Frage gekommen war, in slavischen Landen glücklicher Weise unnötig. Dazu starb am 8. Oktober 1431 die königliche Braut in den Armen ihres inzwischen zum Manne herangereiften Bräutigams. Dlugosz behauptet: am Gift, das ihr ihre böse Stiefmutter, die polnische Königin beigebracht.

Am 11. Juni 1441 vermählte der Markgraf sich mit Katharina Herzogin von Sachsen. Der einzige Sohn Johann ward im zartesten Kindesalter entrissen. Das Gemüt des Vaters verdüsterte sich, 1470 verzichtete er auf die Kur und trat die Regierung der Mark seinem Bruder Albrecht ab. Schon zuvor hatte er, seinem religiös-mystischen Herzendrange folgend, den Schwanenorden gestiftet, eins seiner ersten Regierungshandlungen. Die Ordenszeichen bestehen aus einer Kette, deren einzelne, oben und unten durch Ringe verbundene Glieder eine Art Folterinstrument — Premtze genannt — darstellen. Sie umschliessen peinigend und kasteiend ein rotes Herz. Mittels eines Ringes ist an der Kette das Bild U. L. Frau — als Kniestück — mit dem Jesuskinde auf dem Arme befestigt. Die Figur ruht auf einem aufwärts gekehrten Halbmond mit der Inschrift Ave mundi Domina. Das Ganze ist von einem Strahlenkranze eingefasst, der Maria als Himmelskönigin kennzeichnet. Unter diesem Bilde hängt ein Singe-Schwan als Sinnbild fleckenloser Reinheit, dessen Sterbelied wie ein Memento mori gelten sollte. Den Singeschwan (d. i. der höckerlose gelbgeschnäbelte wilde Schwan, *Cygnus musicus*, unserer Gewässer, nicht der rotgeschnäbelte gehöckerte halbzahme Schwan unserer Havel) umgibt eine gewundene, weisse unbefleckte „Dwele“ (= Quele d. h. Handtuch). An den beiden herabhängenden Zipfeln der Dwele waren je fünf Kettchen mit Glöckchen angebracht,

x nicht verst. Wie. Ort 2

welche an die zehn Gebote erinnern, auch die Wachsamkeit und Bereitwilligkeit zur Verrichtung guter Werke äusserlich zur Darstellung bringen sollen.

Es ist schwer zu verstehen, wie die Exemplare dieses Schwanenordens so gänzlich verschwinden konnten; erst der verstorbene Antiquar Geuder in Nürnberg ermittelte ein Exemplar, welches er in — man muss sagen — uneigennütziger Weise dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm überlies, der es sofort dem Hohenzollern Museum einverleibte.

Wie alle Arbeiten des Verfassers, ist diese, bei aller minutiösen Genauigkeit in den Angaben, ansprechend und spannend geschrieben.

IX. Die Kirche. Zentralorgan für Bau, Einrichtung und Ausstattung der Kirche. Im 3. Heft (Dez. 1903)*) dieser neuen der Pflege des älteren wie modernen Kirchenbaus gewidmeten Zeitschrift befinden sich 2 uns angehende Veröffentlichungen. Ein trefflicher Aufsatz u. M. Robert Mielke „Die Kirche im Landschaftsbilde“ erläutert an einer Reihe von älteren Kirchen, wie das Gotteshaus sich in die geschaffene Umgebung einzufügen hat. Mit besonderer Wärme und Liebe gedenkt Verf. dabei der Dorfkirchen, die für die Landschaft und das Volk noch eine viel höhere erziehliche Bedeutung als die Stadtkirchen haben, denn in der Stadt sprechen noch viele andere Grossbauten für Verstand und Phantasie, als Rathäuser, Schlösser, Wohnbauten. Auf dem Lande ist dagegen architektonisch betrachtet gewöhnlich das schlichte Gotteshaus das erhebende Ein und Alles.

Carl Busch, Berlin, stellt 3 warm empfundene Glasbilder für die restaurierte, ursprünglich dem H. Laurentius gewidmete Stadtkirche zu Cöpenick**) dar: ein Engel mit dem Spruchband „selig sind die Barmherzigen“, „Unsere Liebe Frau mit der Unterschrift „siehe ich bin des Herrn Magd“ und Maria Magdalena mit der Unterschrift „sie hat getan was sie konnte“.

X. Dr. Wilhelm Bruchmüller (Leipzig-Reudnitz, Nostizstr. 17): Märkische Lieder. Verlag von Richard Zeidler, Crossen a. O. 1903. 15 S. 8. Unter dem Motto:

Ein armes Land nur
Bist du, o Brandenburg, doch seine Wurzel
Hat Deutschlands neues Reich in deiner Sandflur.

hat der Dichter neun warm empfundene Lieder veröffentlicht, meistens anklingend an die mittlere Oderlandschaft, Crossen, das Pfarr- und Elternhaus zu Tammendorf.

*) Verlag der „Kirche“, Gr. Lichterfelde W., Viktoriastr. 2.

**) Seit wenigen Tagen ist die bisherige Schreibweise Coepenick, amtlich in Cöpenick umgeändert, Mitteil. des emerit. Gymnasial-Professors Gehrecke daselbst.

Es sei uns vergönnt, das Schlusslied anzuführen:

Wir sind wir!

Schwaben, Baiern, Friesen, Sachsen, Franken? —

Brandenburger, sagt uns, was seid Ihr?

Wenden wohl gar? — Macht er Euch Gedanken,

Unser Stammbaum? Meine Antwort hier:

Was als deutscher Erbe ward gegeben

Mit uns in der Wenden altes Land,

Draus erwuchs uns neues reges Leben,

Wurzelnd tief im harten, märk'schen Sand.

Nichts von Schwaben, Franken, Friesen, Sachsen

Blieb gesondert und zu scheiden hier.

Eins aus unsrer Erde ist gewachsen

Unser Märkerstamm, und: Wir sind wir!

XI. Heimatkunde und Heimatmuseen. Das von Herrn Superintendent L. Naumann, dem wackern Vorkämpfer für Heimatkunde in der Provinz Sachsen, herausgegebene 4. Heft „Skizzen und Bilder zu einer Heimatkunde des Kreises Eckartsberga“ (1903) enthält interessante Nachrichten über die Einführung der Reformation in Eckartsberga, Heldrungen, Cölleda, Wiche, Bibra und Memleben.

Ich wiederhole, wie ich annehme, mit einmütiger Zustimmung der Brandenburgia, dass wir dergl. heimatkundlichen Bestrebungen, die auf Verbreitung nützlicher heimatkundlicher Kenntnisse, sei es in der Naturgeschichte, sei es in der Kulturgeschichte, abzielen, hochschätzen und sämtlichen Kreisinsassen, insbesondere aber den Kreis- und Provinzialbehörden überall auf das Wärmste empfehlen. Man wird die Brandenburgia hier zur Unterstützung alle Zeit willig bereit finden.

Dagegen machen wir gegen Kreismuseen, kleinen Stadtmuseen — man spricht sogar jetzt schon von Dorfmuseen — auf das Entschiedenste Front. Viele dieser Stätten enthalten planlose Anhäufungen der verschiedensten Gegenstände ohne inneren Zusammenhang, wie sie ein missverstehender blinder Sammeleifer hamsterartig zusammenträgt, nur dass der Hamster lediglich vollwichtige Körner auswählt, während die Kleinmuseumssammler ohne Verständnis anhäufen. Es fehlt in der Regel an geeigneten Sammlungsräumen, an Spinden, Repositorien, Vitrinen, Tischen und Schränken, überhaupt an allem Nötigen, das Geld kostet. Die Sachen werden nicht gehörig inventarisiert und etikettiert. Wie sollte es auch bei Dilettanten — welchen Namen die Kleinmuseumssammler übrigens kaum verdienen — anders sein? Von der Altertumskunde haben die betreffenden geringe, zumeist schiefe Vorstellungen. Sobald der erste Sammeleifer erkaltet ist oder die Sammler verzogen oder gestorben sind, hört das eigentliche Interesse für das Kleinmuseum auf. Gewöhnlich ist es unzugänglich, die Schlüssel sind nicht zu finden,

der sogenannte Kustos ist auch nicht aufzutreiben, im Winter ist es in den Räumen so kalt, dass sie nicht betreten werden können.

Und was das Schlimmste ist: ohne die Geldmittel erfordernde nötige Pflege gehen die Sachen, insbesondere die Eisensachen, rettungslos zu Grunde. Für die Heimatkunde und die allgemeine Wissenschaft sind die Kleinmuseumsfunde fast immer verloren.

Demnach muss unsere Losung sein: Förderung der Heimatkunde in Land und Stadt durch Wort und Schrift, Wandervorträge, Vorzeigung von Altertümern und guten Abbildungen solcher, dagegen Ablehnung gegenüber den der Heimatkunde abträglichen und gemeinschädlichen Kleinmuseen.

E. Bilder und Photographien.

XII. Bäume in Baumstümpfen. Herr Gustav Steindel, Berlin, Strelitzerstr. 29, teilt uns die Ihnen vorliegende von ihm aufgenommene Photographie eines Eschenbaums mit, der im Kgl. Schlossgarten zu Schönhausen aus dem abgebrochenen Stamm einer gewaltigen Pappel wie aus einem Schaft herauswächst.

Bekannt war die grosse Silber-Pappel an der Tiergartenstrasse zu Berlin, Südseite, unweit der Hohenzollernstrasse, für die sich unser alter Kaiser Wilhelm interessierte. Als der Stamm abbrach, wurde der Stumpf erhalten, indem man ihn gleichzeitig als riesigen Blumentopf für lebende Zierpflanzen benutzte. Als dieser Stumpf, weil zu morsch geworden, plötzlich entfernt wurde, wurmte dies unsern alten Herrn, da die Fortnahme ohne seine Erlaubnis erfolgt sei und er doch ein für allemal angeordnet habe, dass ohne seine Genehmigung keiner der alten Bäume des von ihm so hochgeschätzten Tiergartens entfernt werden dürfe.

Noch kürzlich bemerkte ich, hart an der Chaussee, die bei Kohlhasenbrück vorbei nach Neu-Babelsberg führt, dem genannten Wirtshaus gegenüber einen Baumstumpf, aus welchem ein junger Baum fröhlich empor wächst.

Besonders erinnerlich ist allen Grunewald-Kennern der Stumpf einer Rieseneiche, nahe dem Nordwestufer des kleinen Pechsees unweit der Saubucht, von welchem erzählt wird, dass er der stärkste Eichbaum dieses jetzt zum Volkspark bestimmten Waldreviers gewesen sei. Aus diesem sehr zermoderten Stumpf spross anscheinend freiwillig eine junge Eiche derselben Art empor.

Das letztgedachte Beispiel, welches an die selbsttätige Fortpflanzung und Verjüngung des Urwaldes erinnert, ist natürlich das interessanteste, und bitte ich, im Interesse der Heimatkunde, um Mitteilung weiterer ähnlicher Vorkommnisse.

Die eigentlichen sogenannten Epiphyten, das bekannte Schmarotzen oder Sprossen kleiner Blumen und Sträucher auf Bäumen ist hier nicht gemeint, sondern ovum ex eodem ovo, Baum aus Baum derselben Art.

XIII. Von Driesen, Neum. und der Vorstadt Vordamm überreicht u. M. Herr Schack 16 ansprechende Postansichtskarten, dgl. je eine vom Kleinen und dem besonders malerischen Grossen Le^{ng}ow-See, die uns ein ansprechendes Bild der Örtlichkeiten entrollen. Besten Dank hierfür an den gütigen Spender.

XIV. Volkstrachten aus der Umgegend von Treuenbrietzen (Schlalach, Luthersbrunn-Dietersdorf und Marzahne, Kreis Zauch-Belzig) waren aus dem Besitz des Märkischen Provinzial-Museums mit Hilfe der Mitglieder der Treuenbrietzener Museums-pflegschaft desselben ausgestellt, neueste Erwerbungen, die dem Eifer u. M. Postrat Steinhardt a. D. und Dr. Reichhelm zu verdanken sind.

Herr Steinhardt trug hierzu folgendes vor:

Es war gelegentlich einer Pflugschaftsfahrt nach dem Hohen Fläming*) im August 1903, dass Herr Geh. Rat Friedel, unter dessen Leitung die Wanderfahrt stattfand, die hier vor Ihnen ausgebreiteten Gegenstände zum Ankauf für das Märkische Museum bestimmte. Es sind Teile der Volkstrachten aus der Umgebung von Treuenbrietzen und zwar von Bauern der Dörfer Schlalach, Luthersbrunn-Dietersdorf und Marzahne. Schlalach liegt in der Niederung, die von der Nieplitz und weiterhin von der Nuthe und Plane durchflossen wird; Luthersbrunn und Marzahne liegen auf dem „Hohen Fläming“, der sich etwa von der Treuenbrietzen-Wittenberger Chaussee über Belzig hinaus erstreckt. Schlalach zählt zu den „Buschdörfern“, in denen sich die Überbleibsel der slavisch-wendischen Bevölkerung, jetzt freilich mit deutschen Elementen stark durchsetzt, erhalten haben. Die Flämingsdörfer sind deutsch, was der Name schon anzeigt. Sie sind, wie allgemein bekannt, anfangs des 13. Jahrhunderts von den Askaniern durch Vlamen und Nieder-Rheinländer besiedelt worden, die durch den wiederholten Einbruch der Nordseefluten aus ihren Wohnsitzen vertrieben wurden. Die Herkunft der Bevölkerung spricht sich, wenn auch nicht gerade mit unzweifelhafter Bestimmtheit, doch im grossen ganzen in der Art der Volkstracht aus und es wäre sicher eine interessante und lohnende Aufgabe die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen aufzusuchen, die sich beim Vergleiche der Bauerntrachten unserer Buschdörfer mit denen des Spreewaldes, der Lausitz und weiterhin etwa vorfinden und ebenso auch etwaige Ähnlichkeiten der Flämingtrachten mit denen des Vlamlandes

*) Die Schreibart Fläming ist die der Generalstabskarte. Man findet auch Vlaming, Fleming und Flemming. Als Familiennamen kommen die beiden letzten häufiger vor.

und Hollands einerseits und mit denen der siebenbürger Sachsen und der Deutschen des Banats andererseits aufzusuchen, denn auch Siebenbürgen und das Banat wurden ebenso wie der Fläming von herbeigerufenen Einwanderern derselben Herkunft besiedelt und kolonisiert.

Wollte man an diese Aufgabe mit Ernst herantreten, dann wäre allerdings keine Zeit zu verlieren und es müsste recht bald mit der Sammlung der Volkstrachten und ihrer Feststellung im Bilde vorgegangen werden, — immerhin schon jetzt eine schwierige Aufgabe, da diese Trachten seit den letzten Jahrzehnten im Verschwinden begriffen sind und nur spärliche Überreste sich erhalten haben. An diesen Überbleibseln aber halten die Besitzer zähe fest und trennen sich nur ungern davon. Zur Ermittlung und Erwerbung solcher Volkstrachtstücke würde die Mitwirkung der Landgeistlichen eine sehr schätzbare Hülfe gewähren, sofern es gelänge, die Herren an der Sache zu interessieren.

Auffallend schnell hat sich das Landvolk seiner schmucken, zum Teil schönen und der Gestalt wie dem Auftreten des Bauern so wohl angepassten Trachten entwöhnt. Die Jahre nach dem grossen Einigungskriege bezeichnen auch hier den Wendepunkt, denn noch in den sechziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts kamen die Bauern aus der weiten Umgebung von Treuenbrietzen zu den Jahrmärkten in ihren bunten abwechslungsreichen Trachten, die auf dem Flämmig fast von Dorf zu Dorf verschieden waren, nach der Stadt herein und da war es ein erfrischender Anblick, die Frauen und Mädchen zu sehen in ihren grossen Hauben mit Flügeln und den breiten seidenen Bändern daran, die von der Kopfbedeckung bis fast auf den Erdboden herabreichten, in ihren kurzen gefalteten bunten Röcken mit den farbig gemusterten seidenen Schürzen; die Männer in dunklen langen Röcken, meist schwarz oder dunkelblau und den steifen schwarzen Schirmmützen, an jeder die preussische Kokarde. Das war ein lebensvolles farbenfrisches Bild, bunt ohne auffallende grelle Farben, dem selbstbewusst gemessenen Auftreten der Bauern würdig angepasst. Doch das ist vorbei und für immer dahin. Jetzt kleidet der Bauer sich modisch und sucht's dem Städter gleich zu tun, durchaus nicht zum Vorteil seiner äusseren Erscheinung. Unter den vom Museum erworbenen 23 Stücken sind besonders bemerkenswert folgende:

1) Der Alltagsanzug einer Bäuerin vom Hohen Fläming, der buntgestreifte gefaltete Rock aus Luthersbrunn, die Jacke dazu aus dem benachbarten Marzahne. Der Stoff ist fest und dauerhaft, der der Jacke braun mit bunten Streublumen. Die Ärmel haben Keulenform, wie solche vor 10 Jahren etwa allgemein Mode waren.

2) Ein „Abendmahlsanzug“ aus Luthersbrunn, aus schwarzem, bemerkenswert feinem Tuch, ebenfalls mit Keulenärmeln. Zu dem Kleid

gehört Schürze und weisses Taillentuch und zwar eine schwarze Schürze zum Abendmahl, eine bunte zum gewöhnlichen Kirchgang und eine weisse zu besonderen Festlichkeiten: Hochzeit, Taufe u. dergl.

3) Eine besonders sauber und schön gestickte weisse Schürze zum Abendmahlsanzug gehörig, nebst gestickten weissen Taillentüchern (Handarbeit in Kettelstich) mit eigenartigem Muster, das an den Empirestil erinnert. Die Schürze ist über 70 Jahre alt, da die Mutter der Vorbesitzerin sie schon zu ihrer Hochzeit getragen hat und die Vorbesitzerin jetzt einige siebzig Jahre alt ist.

4) Zwei als Haube zu tragende Kopftücher, ein schwarzes und ein buntes. Das schwarze gehört zur Abendmahlstracht, das bunte zur Alltagskleidung und zum Kirchgangsanzuge. Diese Kopftücher werden namentlich von älteren Frauen heute noch sowohl in den Flämings- wie in den Buschdörfern getragen, aber mit dem Unterschied, dass die Bäuerinnen der Flämingsdörfer beide Zipfel des Kopftuchs über den Rücken herabhängen lassen, während die der Buschdörfer einen Zipfel über den Rücken, den andern über die Brust niederfallend tragen.

5) Eine schwarzseidene grosse Flügelhaube aus Schlalach, die gegenüber den haubenartig aufgesteckten Kopftüchern eine wirkliche Haube, ein festgefügtes Ganzes ist. Die Haube scheint unverkennbare Ähnlichkeit mit solchen des Spreewaldes zu haben. Solche Hauben werden nur zu besonderen Gelegenheiten getragen. Zum gewöhnlichen Kirchgang wird meist das Kopftuch angelegt.

6) Einige Einsteck-Vorhemdchen als letztes Überbleibsel der Volkstracht, das heute noch von den Bauern, auch von den jüngeren Burschen gern getragen wird. Zwei Typen dieses Bekleidungsstückes sind zu unterscheiden: schwarze und bunte. Die schwarzen werden auf dem Hohen Fläming, die bunten in den Buschdörfern und auf dem Niederen Fläming getragen, wo ebenfalls vorwiegend slavische Volksreste wohnen. Diese Vorhemdchen sind bei den Bauern sehr beliebt und werden heute noch gern gekauft, denn sie sind wattiert, halten warm, verdecken die getragene Wäsche und „schmutzen“ nicht.

7) Ein buntseidenes Kopfband. Es dient bei den verheirateten Frauen zum Festhalten des Haares und wird straff um den Kopf gebunden, so dass es das Haar zurückhält und bedeckt. Es gilt nämlich als unschicklich und unpassend, wenn auch nur das geringste vom Haar unter dem Kopftuch oder unter der Haube hervorsieht. Diese Kopfbänder sind etwa drei Zentimeter breit und mit Seide bunt durchwebt. Obgleich das Kopfband von der Haube völlig bedeckt wird, so dass man nichts davon zu sehen bekommt, wird doch ein gewisser Luxus mit diesen Bändern getrieben. Das ist so auffallend, dass es beinahe scheint, als ob sich in diesem Bande möglicherweise eine Erinnerung an die mit silbernen Buckeln und prächtiger Filigranarbeit ge-

schmückten Stirnbändern erhalten hätte, die heute noch in Holland auf den Inseln Walcheren und Seeland üblich sind. Allerdings müssten sie dann auch von den Slaven der Buschdörfer übernommen worden sein, denn diese Bänder werden zu demselben Zweck auch dort getragen. Vielleicht ist aber der Gebrauch des Kopfbandes nur aus rein praktischem Bedürfnis (Bequemlichkeit und Zeitersparnis) hervorgegangen.

Wie diese Volkstrachten sich auf dem lebenden Körper ausnehmen, zeigt eine Reihe photographischer Aufnahmen, die u. M. Dr. Reichhelm auf eigens dazu unternommenen Ausflügen angefertigt hat. Darunter befinden sich auch einige Trachtenbilder aus Dörfern des Niederen Fläming: Nieder-Görsdorf, Dennewitz, Danna und aus Ortschaften zwischen Jüterbog und Dahme mit Abbildungen der dort üblichen Flügelhauben, an denen die Bänder der Flügel fächerartig in Falten gelegt sind; die Falten werden durch Pappe-Einlagen, auf die das Zeug aufgenäht ist, abgesteift und in ihrer Form erhalten. Trachten aus der Gegend von Nieder-Görsdorf sind von Herrn Custos Buchholz im Oktober 1900 in der 10. Versammlung vorgelegt und auf S. 337 des Dezemberheftes 1900 der „Brandenburgia“ abgebildet.

Eine Abbildung der Festtracht mit Flügelhaube aus dem Dorfe Schlalach ist hier angefügt; die Trägerin des Anzuges ist allerdings keine Einwohnerin aus Schlalach. Zu beachten ist auch, dass in diesem Dorfe ebenso wie in den Dörfern Bardenitz und Pechüle die Bäuerinnen zum Kirchgang den Muff aus Lamm-, Hunde- oder Katzenfell auch im Sommer tragen.

An diesen mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag knüpfte sich eine lebhafte Diskussion, welche zunächst durch die Anfrage des Herrn Professor Dr. Rawitsch angeregt wurde, woher die Sitte, dass die Frauen von Eingehung der Ehe ab das Haupthaar verbergen müssen, stamme und wie dieser Brauch zu erklären sei. Herr Dr. G. Albrecht und Herr E. Friedel erinnerten an die Vermahnung des Apostel Paulus I. Korinther 11, 3–7: „Ein jeglicher Mann, der da betet oder weissagt, und hat etwas auf dem Haupte, der schändet sein Haupt; ein Weib aber, das da betet oder weissaget mit unbedecktem Haupte, die schändet ihr Haupt, denn es ist so viel, als wäre sie beschoren. Will sich das Weib nicht bedecken, so schneide man ihr auch das Haar ab, nun es aber übel stehet, dass ein Weib verschnittene Haare habe oder beschoren sei, so lasset sie das Haupt bedecken. Der Mann aber soll das Haupt nicht bedecken, sintemal er ist Gottes Bild und Ehre, das Weib aber ist des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib ist vom Manne, und der Mann ist nicht geschaffen des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen. Darum soll das Weib eine Macht auf dem Haupte

haben, um der Engel willen*). Doch ist weder der Mann ohne das Weib, noch das Weib ohne den Mann in dem Herrn; denn wie das Weib von dem Manne, also kommt auch der Mann durch das Weib; aber alles von Gott. Richtet bei euch selbst, ob es wohl steht, dass ein Weib unbedeckt vor Gott bete? Oder lehrt euch nicht die Natur, dass einem Manne es eine Unehre ist, wenn er langè Haare zeugt? und dem Weibe eine Ehre wenn sie lange Haare zeugt? denn das Haar ist ihr zur Decke gegeben.“

Im Eingang (Vers 3) hatte Paulus gesagt: „Ich lasse euch aber wissen, dass Christus ist eines jeglichen Mannes Haupt, der Mann aber ist des Weibes Haupt, Gott aber ist Christi Haupt“.

Aus diesem Zusammenhange erhellt, wie der Ausspruch des Apostels die semitische Sitte, dass die Neuvermählte das Haupthaar sorgsam zu verwahren hat, die Hörigkeit der Frau, deren Ausdruck u. a. das Verstecken des Haares ist, innerhalb der neuen Christengemeinde zu verallgemeinern und aus ethischen Gesichtspunkten zu rechtfertigen bemüht ist.

Es kommt auch die echt orientalische Eifersucht hinzu, die noch heut derartig auf die Spitze getrieben wird, dass, wenn ein Reform-Türke seiner Frau gestattet, das Haupthaar zu zeigen, dies ihn in den Augen der mohamedanischen Altgläubigen verächtlich macht.

Derselben uralten semitischen Volksanschauung entspricht es vollkommen, wenn bei den orthodoxen Juden die Ehefrauen noch heut ihr Haupthaar sorgfältigst versteckt tragen müssen.

Bemerkenswert ist es, wie Herr E. Friedel einschaltet, dass unter den semitischen Stämmen einzelne sind, bei denen das Verhüllen und Verschleiern des Haupthaares und Kopfes der Frauen nicht üblich ist;

*) Die „Macht“ bedeutet hier: das Zeichen der Macht eines andern über ihn. Das freie, offene Haupt ist das Zeichen der Unabhängigkeit und der Herrschaft, das bedeckte und verbüllte der Unterwürfigkeit; wie schon die langen Haare der Weiber auf diese ihre Abhängigkeit hindeuten. Der Ehebrecherin Haupt wurde entblösst (4. Mos. 5, 18), beschoren zu gehen, war, ausser der Trauer, ein Zeichen von Schamlosigkeit. Darum soll das Weib das Zeichen ihrer Untertänigkeit stets tragen „um der Engel willen“, weil, auch ohne dass Menschen darauf achteten oder Wert darauf legten, Gottes Boten, die höheren reinen Geister, die teil nehmen an der Anbetung Gottes durch die Seinigen auf Erden, und ihre Gebete vor ihn bringen, ihre Freude haben an der Züchtigkeit und Ehrbarkeit der christlichen Frauen, und ihre Nähe die Gemeinde stets mit Ehrfurcht erfüllen soll. — Zugleich erinnert der Ap. auch an die tiefe Ehrfurcht der Seraphim, die ihr Angesicht vor Gott mit ihren Flügeln bedeckten (Jes. 6, 2), während Gottes Angesicht offen ist; wie die Engel (auch wie Cherubim) zu Gott, so steht das Weib zum Manne. Und die Frau als die schwächere, der Versuchung am meisten ausgesetzte, bedarf, wie die Kleinen (Matth. 18, 10), des Schutzes der Engel mehr. (Otto v. Gerlach. Das Neue Testament. 2. Band, Berlin 1863, S. 105 und 106.)

er habe selbst sowohl asiatische wie afrikanische Beduinen-Frauen gesehen, die sich nicht verhüllten und verschleierten, Freilich werden diese Beduinen von den gläubigen Moslim für halbe Heiden und Halb-wilde geringschätzig angesehen.



Fräulein Elisabeth Lemke bemerkt, wie sie in diesem Jahre bei den sächsischen Bauernfrauen Siebenbürgens die Verhüllung des Haupthaars ebenfalls angetroffen.

Herr Dr. Carl Bolle erinnert an die eigentümliche Kopftracht märkischer Bauern, welche die „Hube“ hiess und wohl noch heisst, unter der z. B. in seiner Jugend noch die Schöneberger Bauerfrauen vor

den Toren Berlins ihr Haupthaar verbargen. Unter die Haube kommen d. h. das freie Haupthaar mit einem künstlichen Aufbau verdecken, heisst doch ganz allgemein in Deutschland sich verheirateten und deutet auf eine ganz allgemeine deutsche Sitte bei den sich Verheiratenden, das Haupthaar zu verstecken.

Dagegen sei es bei den Germanenfrauen anders gewesen, wie die Thusnelda-Bildsäule in Florenz und andere klassische Abbildungen auf Gemmen, Kannen und Reliefs die Germanenfrauen mit langem, schönem Haar zeigen, wie dies Piloty auf seinem bekannten Bilde in der Münchener neuen Pinakothek richtig erfasst habe, woselbst er im Triumphzug des Germanikus die gefangene Cheruskerfürstin mit lang herabwallendem, prächtiggoldenem Haupthaar darstellt.

Er glaube daher mehr, dass es sich bei der Sitte, die jetzt zur Diskussion stehe, um Modeangelegenheiten handle, die nach den Zeiten und der Örtlichkeit und der jeweiligen Volksanschauung hin und her schwanken.

Dieser Anschauung ist auch Herr Robert Mielke beizutreten geneigt, während Herr Professor Dr. Rawitsch sich hiermit nicht befriedigt erklären kann.

Ein genauer Kenner der zunächst in Frage kommenden Gegend, der nicht genannt zu werden wünscht, fügt noch folgendes hinzu:

Auf dem Dorfe gehts gleich nach dem frühen Aufstehen an die Arbeit. Die Leute waschen sich mitunter nicht oder nur recht unvollkommen, die Weiber ebenso. Die Kinder haben angeblich keine Zeit, sich lange und sorgfältig zu kämmen, sie müssen eiligst in die Schule laufen oder aufs Feld, Gänse hüten und dgl. mehr. Da wird denn gleich frühmorgens das Tuch um den Kopf gebunden — ein beliebiges —, um die unordentlichen total verfilzten Haare zu verdecken. Viele schlafen sogar mit dem Tuch, wie ja auch im Sommer der Bauer meist angezogen nachts ruht. Er geht spät zu Bett und muss sehr früh wieder aufstehen — um 3 Uhr morgens, damit er um 5 bei der Arbeit auf dem Acker ist. Vorher muss aber das Vieh versorgt sein, kurz, den Leuten fehlt die Zeit zur Körperpflege. Dazu kommt die Gewöhnung an die Unordnung und endlich die Verwöhnung. Durch das fortwährende Kopftuchtragen wird der Kopf so verwöhnt und so wärmebedürftig, dass bereits die Kinder selbst an warmen Tagen ohne Kopftuch frieren. Kommt nun noch hier und da hinzu, dass sich Läuse eingestellt haben, so wirds noch schlimmer und das Tuch völlig unentbehrlich. Nach und nach bildet sich denn auch ein Haarnest aus, das in seiner Abgeschabtheit und Verworrenheit dem Weichselzopf ähnelt. Ich glaube, dies genügt, um darzutun, dass es nicht nötig ist, nach heidnischen oder ethnischen Überlieferungen zu suchen, um eine Erklärung zu finden, die sich aus

unabänderlichen Lebensgewohnheiten, dem Zwang der Verhältnisse ergiebt. Einem Pfarrer aus einem Dorfe bei Wittbrietzen ist es mit grosser Mühe gelungen, den Kindern das Kopftuch abzugewöhnen, um dem Lehrer die Kontrolle über die Reinhaltung des Kopfes zu ermöglichen und das Haar der Frau, durch die wir die Schlalacher Haube erhalten haben, bietet einen abstossenden Anblick. Hiermit kann ich das wenig erfreuliche Thema wohl verlassen.

Herr Dr. Carl Bolle muss sich nicht ohne Bedauern der Richtigkeit dieser naturalistischen Darstellung für manche Fälle anschliessen. Er erinnert auch an die bekannte „Hupatz“ genannte hohe Kopfhäube der Wendinnen, die schon von den kleinsten Mädchen im Spreewald getragen wird. Diese Tracht sieht hübsch und stattlich aus; sie hat aber auch sehr grosse Schattenseiten. Sie unterdrückt den Wuchs des Haares und macht dasselbe zottelig und unordentlich. Nimmt man den Hupatz ab, so sieht man darunter — dies bestätigen die Mitglieder Willibald von Schulenburg, Ernst Friedel sowie Frau Clara Stricker — oftmals einen sehr arg verwahrlosten Kopf. Diese weiblichen Personen bewegen sich dabei in einem kindlichen, falschen Zirkelschluss: sie bedecken das Haupthaar, weil der Kopf schmutzig und das Haar verfilzt ist. Aber gerade, weil sie das Haupt beständig bedecken, wird eben das Haar mehr und mehr verdorben, und die Reinlichkeit vernachlässigt.

Herr E. Friedel macht aber darauf aufmerksam, wie bei Betrachtung der Zauch-Belziger Trachten, gerade das charakteristische sei, dass nur die verheirateten Frauen das Kopfhaar verhüllten; die Wendinnen dagegen verstecken, ob Frau oder Jungfrau, ob Witwe oder nicht, ob jung oder alt, alle miteinander das Haupthaar.

Herr Prof. Dr. Rawitz erwidert, nachdem noch verschiedene Beispiele vom Verstecken des Ehefrauen-Haupthaars angeführt sind, dass aus der heutigen Diskussion, die Hauptfrage, auf die es ankomme, aus welchen Gründen die betreffende Sitte gerade bei den Vermählten vorherrsche, nicht genügend beantwortet sei.

Herr E. Friedel muss dem Vorredner recht geben; er vermute auch, dass diese Sitte viel tiefer liege und u. a. mit der weitverbreiteten Sitte der Hörigkeit der Frau, allerdings auch mit der Eifersucht der Männer zusammenhänge.

Da eine Verständigung heut Abend nicht zu erzielen ist, schlägt Herr E. Friedel vor, die Diskussion, bei welcher aus dem Fläming-Problem ein interessantes ethnologisches und völkerpsychologisches Problem geworden sei, heut abzubrechen und nach geraumer Zeit wieder aufzunehmen, nachdem diejenigen Mitglieder und Freunde der Brandenburgia, welche sich mit dergleichen Fragen gern beschäftigen, noch gründlicher Material gesammelt und sich in die verschiedenen Gesichtspunkte, die heute angeregt worden sind, noch eingehender vertieft haben.

Die heut aufgeworfene Frage der Herkunft weiblicher Tracht und Mode, rege, gleich allen dergleichen Untersuchungen, allemal die Geister wider einander auf, wie das auch heut der Fall gewesen sei. Dasselbe hat sich ja auch zur Zeit des hochehrwürdigsten Apostel Paulus selbst zugetragen. Auch dieser ist mit seinen Haartrachtvorschlägen keineswegs auf einen übereinstimmend günstigen Boden in der neuen Christengemeinde zu Korinth gestossen. In der reichen Handelsstadt wohnten ausser den Griechen noch Vertreter vieler anderer Völker, ungefähr so vielleicht, wie es am ersten Pfingsttag in der Apostelgeschichte heisst „Parther und Meder und Elamiter, und die wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Kappadozia, Pontus und Asia proconsularis, Phrygia und Pamphylia, Egypten, und an den Enden der Lybien bei Kyrene, und Römer, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber“, jedenfalls allerhand Nationen, bei denen verschiedene Haartrachten und verschiedene Ansichten darüber, ob es für die Ehefrauen geboten sei, das Haupthaar zu verstecken, sicherlich vorhanden gewesen sind.

Dem Apostel Paulus wird offenbar der Widerstreit hierüber so verdriesslich, dass er denselben (Vers 16) mit den Worten etwas ärgerlich abbricht: „Ist aber jemand unter euch, der Lust zu zanken hat, der möge wissen, dass wir solche Art und Weise nicht an uns haben.“

Friedlich und schiedlich werden auch wir uns — so schliesst der Vorsitzende — über die im Interesse der Heimatkunde nicht unwichtige volkskundliche Angelegenheit unter einander belehren und hoffentlich auch unter einander überzeugen, obwohl letzteres nicht einmal notwendig ist, da wie in so vielen anderen Dingen des Lebens so auch in der Wissenschaft oftmals aus verschiedenen Gesichtspunkten sehr wohl auch verschiedene Ansichten neben einander bestehen können.

Das beifolgende Bild, welches wir nach einer von Herrn Steinhardt entliehenen Kabinett-Photographie hergestellt haben, zeigt ein junges Mädchen (Treuenbrietzenerin) in der kleidsamen Schlalacher Sonntags-tracht.

XV. Herr Kreis- und Stadt-Schulinspektor Dr. L. H. Fischer hält hierauf den Hauptvortrag des Abends: Berliner Zustände und Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts in satirischer Beleuchtung.

Der Vortrag wird im nächsten Heft abgedruckt.

XVI. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Zum Grossen Kurfürsten“ Potsdamerstr. 124.

Kleine Mitteilungen.

Das neue Jagdrevier des Kaisers ist seit dem Oktober 1903 bereits fast vollständig eingezäunt worden. Das mit einem Drahtzaun abgegrenzte Terrain umfasst die Forsten bei Lehnitz, Briese, Oranienburg, erstreckt sich dann bis zur Schönwalder Heide und schliesst unter Ausgrenzung der Liebenwalder Bahn nach Lehnitz an. Hierdurch ist die Umleitung einiger öffentlicher Fahrwege notwendig geworden, während die Chausséen Berlin-Oranienburg und die Oranienburg-Lanker Chaussee ausserhalb des neuen Jagdreviers entlangführen. Eigenartig sind die Durchfahrtsgitter angelegt. Während sonst Gittertüren die Einfahrten ermöglichen, die bei Ankunft eines Wagens geöffnet und hinter diesem geschlossen werden müssen, hat das neue Jagdgebiet automatisch schliessende Eingangstüren erhalten. An jeder Einfahrt sind Doppeltüren in Form von schwebenden, in Ketten hängenden Holzgattern angebracht. Das Holzgatter hängt über einer freiliegenden Brücke und ist mit dieser durch eine Hebevorrichtung verbunden. Eine Kette führt von dem ersten Holzgatter zum zweiten Gatter. Die Einrichtung ist derartig, dass das eine Tor stets geschlossen und das zweite stets geöffnet sein muss. Ist das erste Gatter geschlossen, so öffnet es sich selbsttätig, sobald ein Pferd die Brücke betritt und durch seine Last auf diese einwirkt. Gleichzeitig schliesst sich die Innentür. Sobald das Pferd die zweite Brücke berührt und somit deren Tor geöffnet wird, schliesst sich das Gatter des ersten Tores selbsttätig. Die Vorrichtung gewährt eine Sicherheit dafür, dass die Türen niemals infolge Unachtsamkeit aufbleiben und das Wild austreten kann. An verschiedenen Stellen der Anlage sind Einsprungstellen geschaffen, durch welche das in den angrenzenden königlichen Forsten sich zur Zeit aufhaltende Wild in die abgeschlossene Jagd hineingetrieben wird. Vom Standpunkt der Heimatpflege ist die Anlegung dieses grossen Wildschutz- und Jagd-Geheges freudig zu begrüßen, da dadurch ein schönes grosses zusammenhängendes Waldgelände in seiner natürlichen Ursprünglichkeit hoffentlich für unabsehbare Zeit erhalten bleibt.

E. Fr.

Die Jungferngräber beim Liesenkrütz nahe Eberswalde. Das grösste der drei angeblichen Gräber ist vor kurzem offensichtlich von Altertumsforschern untersucht worden, von wem, liess sich nicht feststellen. Man hat einen Schacht vom Rande her bis fast zur Mitte hineingegraben und das Loch nicht wieder zugeschüttet. Auch ein zweites ist früher einmal angegraben worden. Man hält die Hügel also wohl für Hünengräber. Wahrscheinlich aber sind es natürliche Sanddünen; doch ist nicht ausgeschlossen, dass man etwas nachgeholfen hat; am Fusse des grössten der 3 Hügel zeigt sich eine grabenartige oder muldenförmige Vertiefung, ähnlich den jetzt vielfach fast ausgefüllten Schutzgräben mancher Sumpfburgwälle. Die Jungferngräber erinnern an die fälschlich als Hünengräber bezeichneten Sandhügel

am „Grünen Wege“ zwischen dem Waldkater bei Bernau und Ladeburg. Auffallend bleibt indessen der Umstand, dass sie so nahe bei einander liegen, ferner aber ihre fast regelmässige Gestalt, die muldenförmige Vertiefung am Grunde der grössten, die sich an sie knüpfende Volkssage und ihre Benennung Jungfern-„Gräber“. Vorgeschichtliche Spuren, Scherben, Brandreste, Knochen pp. habe ich nicht bemerkt. Otto Monke 7. 10. 03.

veg. **Das Liesenkrütz bei Eberswalde.** 1. Von den bereits früher einmal mitgeteilten Sagen über das Liesenkrütz ist diejenige die verbreitetste, welche meldet, dass dort ein Schäfer seine Liebste aus Eifersucht ermordet habe. Diese Sage wurde mir an verschiedenen Stellen erzählt. 2. Ein Arbeiter in Schönholz war der Ansicht, das Liesenkrütz sei eine Stelle, wo die „ollen Römer“ gehaust hätten, in der Nähe lägen auch die „Deubelsberge“ (wahrscheinlich meint er die Jungferngräber zwischen der Försterei Schönholz und dem Liesenkrütz. 3. Mehrfach wurde mir erzählt, früher hätte am „Liesenkrütz“ — man versteht jetzt eine kleine, auf 3 Seiten vom Nonnenfluss begrenzte Halbinsel darunter — ein Holzkreuz gestanden, das auch in „der Chronik von Eberswalde“ erwähnt wurde. Ich habe aber bisher noch niemand ermitteln können, der es mit eigenen Augen gesehen hätte. Otto Monke 7. 10. 03.

Im Krämer. Kreis Ost-Havelland. In den Unter- und Ober-Krämer wird das Forstrevier geteilt, welches zwischen Bärenklau, Vehlefanze und Cremmen liegt und von mir mit der Pflugschaft des Märkischen Museums am 16. August 1903 besucht wurde. Der Förster Wagner führte uns zu überaus starken, 150jährigen und noch älteren, kerngesunden Kiefern (*Pinus silvestris*), von denen manche bis zu 10 Festmeter Holz enthalten.

Der Orkan vom Sonntag, den 19. April, der mit seinem Schneewetter überall in Nord- und Ostdeutschland bis an die Ostseeküsten heran arge Verheerungen angerichtet hatte, wütete auch im Krämer-Walde; wir fanden eine gewaltige Kiefer hingestreckt, welche auf 7 Festmeter Kernholz geschätzt wurde. Der Krämer enthält vorwiegend Kiefern, eingesprengt Eichen. Rot- und Weissbuchen sind nur ganz vereinzelt. Der Boden ist mager, sandig, steinig, auch trocken, daher für Rotbuchen weniger geeignet.

Nachtrag zur Pepita-Legende (Vgl. *Brandenburgia* XII. 393). Zu den Nachforschungen nach der schönen Tänzerin Pepita de Oliva, welche seinerzeit in Berlin grosse Triumphe gefeiert hat und eine Zeit lang auf Gut Hakenfelde bei Spandau gewohnt hat, macht uns der bekannte Genealoge Dr. Kékulé v. Stradonitz auf die anscheinend authentischen, jetzt sehr seltenen „Memoiren der Sennora Pepita, Bekenntnisse aus dem Leben einer Tänzerin“ aufmerksam, die in drei Bänden in Berlin in den sechziger Jahren erschienen sind. Möglicherweise liesse sich aus diesem Werke ein Anhalt für das finden, was von den Angehörigen der 1868 gestorbenen Dame gesucht wird. Die Herrschaften haben, wie es scheint, auch ältere Berliner, die etwa etwas wissen konnten, aufgesucht. Wenigstens erzählt Ludwig Pietsch in der „Schles. Ztg.“, dass eine schöne, hochgewachsene Dame mit herrlichen braunen

Augen, begleitet von zwei Herren, bei ihm gewesen sei. Sie sprachen französisch und baten um Auskunft, konnten aber nicht viel erfahren. Die Karte des einen Begleiters der Dame trug den Namen: Mr. Henry Sackville West. Die Haupttänze auf dem Repertoire der Tänzerin betitelten sich: El Ole (die Wespe), la Linda Gitana (Zigeunertanz), la Madrilena (in Bizet's Oper Carmen benutzt) und Cachucha. E. Fr.

Das Aalradeln in Perwenitz, Kreis Ost-Havelland. In Perwenitz findet gewöhnlich am zweiten Sonntag nach Pfingsten ein Volksfest statt, dessen Höhepunkt das sogenannte Aalradeln bildet. Dabei müssen die Festteilnehmer auf Zweirädern in einem bestimmten Tempo an einer mit Wasser gefüllten Wanne, in welcher man mehrere Aale gesetzt hat, vorüberraadeln. Wer dabei ohne anzuhalten einen Aal ergreift und dann festhält, hat gewonnen und darf den Aal mitnehmen. Doch ist das Festhalten eine schwierige Sache, und schlaue Leute haben es daher versucht, sich „mehr Haltung zu geben“; sie bestrichen die Innenfläche der Hand mit Teer und streuten Sand darauf. Doch wurde der Betrug bald entdeckt, und jetzt ist es streng verboten, sich auf diese Weise einen „greifbaren Vorteil“ zu verschaffen. Es ist klar, dass dieses Aalradeln nur eine moderne Umformung des im Havellande weit verbreiteten Hahnenschlagens ist. Monke. 26. 6. 03.

„Der Heller“ bei Prenden (2 Meilen nördlich von Bernau). Der Heller ist ein winziges Gehöft, $1\frac{1}{2}$ —2 km nordwestlich von Prenden am alten Ruhlsdorfer Wege, mitten im Walde in einem Talkessel gelegen, den ein kleines Fliess durchschleicht. Der Südrand ist wallartig abgestochen und verrät sofort, dass menschliche Tätigkeit der Natur hier nachgeholfen hat. Das Fliess durchschneidet die Hügelketten im Nordosten als schmale, aber sehr tiefe Rinne, der man es auf den ersten Blick ansieht, wie Menschenhand sie gegraben hat, und da ein anderer Abfluss nicht vorhanden ist, so drängt sich der Schluss auf, dass hier vor Herstellung dieses Durchstiches der Talkessel ein Wasserbecken, ein kleiner See gewesen sein muss. Die charakteristische Form des Beckens und die eigenartige Abzugsrinne veranlassten mich, den Besitzer des Hellers aufzusuchen und um Aufschluss zu bitten. Er nennt sich Gläser und haust mit seiner Frau seit 35 Jahren auf dem Heller in einer Weltabgeschiedenheit, die ihresgleichen sucht, insbesondere in so unmittelbarer Nähe der Grossstadt sich wohl schwerlich öfters findet. Hier, wo sich für gewöhnliche Sterbliche die Grenzen der träumerischen Poesie der Einöde und des dämmernden Stumpfsinnes im gelben, mürben Sande sicherlich bald verwischen würden, hat schon der Vater des braven Mannes den jammervollen Sandboden bedachtsam gedüngt, bestellt und bearbeitet, so weit es eben ging. Vater und Sohn drehten sich stets nur um die eigene Achse; ihre Tätigkeit hatte je und je nur den Zweck, für die bescheidenen körperlichen Bedürfnisse die einfachsten Mittel zu beschaffen. „Rauchen Sie eine Zigarre mit mir?“ „Nu ja, geben Sie her; aber ich rauche sie erst am Abend, wenn die Mücken so schlimm sind; jetzt hat das doch keinen Zweck!“ „Haben Sie nie Langeweile?“ „So etwas kommt bei uns nicht vor!“ —

Vor 65 Jahren also hat Herr Gläser der Ältere das Anwesen „von der Herrschaft“ gekauft; schon damals war der Boden des Kessels Wiese und deren Rand leichter Sand. Vor 1776 aber lag die Sache anders; da reihten sich dort mehrere Fischteiche aneinander und wurden durch das Fliess mit frischem Wasser versorgt. Dicht am Hause lag ein grosser Karpfenteich, ein „Fischbehälter“, von dem das Anwesen, ursprünglich eine einfache Behausung des Wärters und Wächters den Namen „Hälter“ erhielt, woraus später das Wort Heller entstanden ist, wie Herr Gläser annimmt. An alten Wegweisern in der Nähe im Walde soll sogar der Name Hälter gestanden haben. Die adligen Herren der Umgegend besaßen hier jeder einen Teich; daneben erfreute sich „der Köster von Prenden“ einer Art Fischgerechtigkeit auf dem Heller. Um 1776 legte man den Abzugsgraben an, und die Teiche verwandelten sich in Sumpfe, in denen die Frösche quakten, und später in Wiesen, über welchen die Mücken summten, und noch summen: „De Köster kann ken' Fisch mihr eten.“ Überall hat jetzt das Wasser nachgelassen, sagt Vater Gläser. Das ist richtig: der nahe Liepnitzsee hat auch einen geringeren Wasserstand als früher und auch schon dem Müller von Prenden fehlt zuweilen Wasser für seine Mühle.

O. Monke.

Rätsel. Einem handschriftlichen Rätselheft von 1818, das sich in der Philippischen Familie in Potsdam erhalten, entnehmen wir folgende 6 Proben.

- 1) Wie mag es wohl kommen, dass die Damen so viele Schuhe brauchen?
Weil sie deren so viele zu Pantoffeln machen.
- 2) Welches ist das unvernünftigste Thier?
Der Enthusiast.
- 3) Wie kann man einen Dummen klug machen?
Wenn man ihm einen Stein an den Kopf wirft, so dass er einen offenen Kopf davon bekommt.
- 4) Wo ist der Bescheidenheit Vaterland?
Im Bühnenkünstlerleben.
- 5) Welches sind die schnellsten Kunden?
Die Sekunden.
- 6) Welche Rosen findet man meistens auf dem Wasser?
Die Matrosen.

Unter diesen sehr harmlosen Fragen bleibt Nr. 2 wohl die dunkelste.